

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 13

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung folgt]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

IX.

Die gereizte Stimmung im Dorfe flautete nach dem Brande plötzlich ab. Die stichelnden, gehässigen Reden, die beim Feuer gleichsam in Rauch aufgegangen waren, tropften dünner und spärlicher durch die Gassen. Fast alle empfanden Bedauern mit den Geschädigten, zum mindesten mit Meister Buri; fast alle ahnten, weshalb das Haus im Unterdorf ein Raub der Flammen geworden war. Aber die Leute hielten den Finger an den Mund und schwiegen sich über ihre Vermutungen aus wie das Grab. Halblaute Verdächtigungen am Wirtstisch, wo selbst der Duckmäuser einmal mutig wird, wurden im Entstehen erstickt oder fielen vor den möglichen schlimmen Folgen in sich selber zusammen. Die laut geführte Untersuchung wedelte wie der Hund um den heißen Brei und stellte als Brandursache ein ganzes Verzeichnis von Möglichkeiten auf. Die Versicherungsexperten stocherten mit ihren Fragen im Nebel herum, griffen zuletzt in ein Nest voll verschlagerner Füchse, zogen erschrocken die Fühler ein und ließen es mit der runden Abschätzung des Schadens bewenden. Schließlich einigte und verständigte man sich auf mittlerer Linie: dem alten Schnitzler war am Samstagabend beim Aufräumen der Werkstatt eine Unvorsichtigkeit unterlaufen, die man ihm in seinen alten Tagen nicht verargen konnte. Mit dieser Lösung gab sich das ganze Dorf zufrieden, bis an ein paar Weiber, die wahrhaben wollten, daß sich der Himmel für begangene Hinterlist räche.

Melchior Anderegg wußte und spürte sehr deutlich, woran er war. Die Rache galt ihm. Nur kam sie nicht vom Himmel, sondern vom Teufel, und zwar für etwas, das er erst zu tun im Begriffe stand. Er warb nicht unge-

strafft um die Frau seines toten Freundes. Erst jetzt, da er seinen gesamten Besitz verloren hatte, sah er ein, daß seine Hinneigung zu Annelies Jaggi das Dorf gegen ihn aufbringen mußte; erst jetzt merkte er, daß der Wilerboden für ihn eine verbotene Zone war. Er hatte nicht mit dem guten Gedächtnis der Mitmenschen gerechnet; er hatte nicht daran gedacht, daß er beim Unglück an der Engelburg der vorsätzlichen Nachlässigkeit in der Handhabung des Seils bezichtigt worden war; er hatte im Wunschartum seiner Liebe alles vergessen und in den Wind geschlagen.

Diese Verschuldung, dieser Sprung über die umgeschriebenen Gesetze des Dorfes riß ihn jetzt unter den dunklen Horizont seines Daseins hinab. Ach, warum war er nicht für immer in der Stadt geblieben? Warum war er auf die Stätte des Fluches zurückgekehrt? Warum übte er eine Kunst, die alle altväterischen Schnitzler des Tales zu seinen Feinden machen mußte? Weshalb denn das alles, wenn er es auswärts doch viel leichter haben könnte? Gemeinderat von Ullmen hatte ihm doch rechtzeitig den Standpunkt erklärt. Melchior entsann sich genau der Begegnung im Atelier, und die Grinnerung an jene Stunde vermochte ihm trotz aller Pein beinahe ein Lächeln zu entlocken. Gemeinderat von Ullmen ... bei diesem Namen schauerte ihm das kalte Grauen über den Rücken.

Am Montagmorgen lenkte Anderegg seine Schritte zum Hotel „Alpenblick“. Meister Buri, der von der Gemeindeschwester betreut wurde, war seit dem Brand noch nicht zu sich gekommen. Hin und wieder entrang sich ein Stöhnen seinen Lippen; einmal hob er die rechte Hand empor, als wollte er nach dem Kopf greifen; er brachte es aber nicht zustande und ließ den

Arm ermattet auf die Bettdecke fallen. Die Schwester wand dem Verwundeten ein nasses Tuch um die Stirn.

Kurz darauf trat der Arzt ins Zimmer. Melchior stellte sich an das Fußende des Bettes und beobachtete mit beklommener Seele die Vorkehrungen. Der Arzt horchte das Herz, betastete und beklöpfte die Brust, alles langsam und mit Bedacht, mit verschlossenem Gesicht. Aufallend lange verweilte er bei der Untersuchung des Schädels. Endlich legte er den Leib bloß, brachte aber das Lager gleich wieder in Ordnung.

„Der Fall ist sehr ernst“, wandte sich der Doktor mit sachlicher Stimme an die Schwester. „Der schwere Schädelbruch gibt mir zu denken; dazu hat er innere Verletzungen davongetragen, über die ich mir noch nicht im klaren bin. Ich zweifle, ob der Patient die Überführung in den Spital überstehen würde.“

Melchior bemühte sich, ruhig zu bleiben. Er schaute starr vor sich hin und versuchte, sich in Gedanken mit dem großen Verlust vertraut zu machen. Er hätte den sterbenden Meister noch so manches zu fragen gehabt; er hätte sich nach dessen Meinung über den Brand, nach dem Schicksal seiner Plastik, nach einem letzten weisen Rat für sein Leben erkundigen wollen. Über der väterlichen Mund würde sich nie mehr zu einem tröstlichen Worte öffnen.

Der Arzt gab noch eine knappe Anweisung, was zu geschehen hätte, wenn das Bewußtsein zurückkehren sollte. Dann warf er, bereits bei der Tür, einen letzten Blick ins Krankenzimmer, sah, daß keine Veränderung eingetreten war, und ging davon.

Melchior Anderegg verharrte wie angewachsen am Fußende des Bettes. Stunde um Stunde verrann. Suchend blickte er in das Gesicht des Greises. Lichte Jahre sah er aus den gütigen Bügen emporsteigen, die Heimat sah er darin aufblühen, Himmelsbläue sah er darüber leuchten. Wie liebte er den wackeren Mann, wie dankbar war er ihm. Er hörte seine klare Stimme sprechen: „Bleibe im Tal, lerne durch Arbeit und Anstrengung alles überwinden.“

Es wurde Mittag, und Melchior wußt nicht von der Stelle. Nach und nach schien das Antlitz des Leidenden einen andern als den gewöhn-

lichen Ausdruck anzunehmen; nach und nach schien alles Licht daraus zu entwinden. Der linke Arm lag wie tot auf der Decke des Bettes, in langen Zwischenräumen machte der rechte eine schwache, ziellose Bewegung, und die Hand tastete über das Linnen, als suche sie nach etwas. Am Nachmittag begann der Kranke zu röcheln, trocken und abgerissen. Die Atemzüge wurden einmal lauter und beschleunigter, einmal schwächer und langsamer. Das Herz kämpfte gegen die wachsende Schwäche. Die Schwester bat Melchior Anderegg, sofort den Arzt zu rufen.

Benommen erfüllte er den Auftrag. Benommen wanderte er vom Doktorhaus weiter, vor das Dorf hinaus, an der Burgruine vorbei zum Bergahorn hinauf. Benommen lauschte er in das streichende Wehen des Windes, benommen sah er auf den Wilerboden hinunter.

Am Abend erlosch das Leben Meister Buris. Scheu und in sich gefehrt wohnte Melchior der Bestattung bei; finster und in sich gefniet hörte er die Leichenrede des Pfarrers an, die den Verstorbenen als einen der Tüchtigsten des Oberlandes pries. Mit flackernden Augen irrte er tagelang durch die Gegend, wisch den Menschen aus, verschloß seine Seele, wehrte sich gegen Speise und Trank und sträubte sich gegen die aufrichtige Zusprache Rohrbachs. Vielleicht wäre ihm vom Wilerboden Hilfe gekommen, aber in seinem Landstreicherzustand wagte er nicht, an die Tür Annelies Jaggis zu klopfen.

*

Eines Tages war Melchior Anderegg aus dem Dorf verschwunden. Er hatte in aller Heimlichkeit einige Eßvorräte in den Rückack gesteckt und das Haus des Gemeindepräsidenten zu nachtschlafender Stunde verlassen. Im Schutze der Dunkelheit stieg er in ein weit entferntes Hochtal hinauf. Die Nacht war sehr still; nur das eintönige Rauschen des Baches erfüllte die Einsamkeit. An jeder Wegkehre hob er den Kopf in die Höhe. Es dauerte lange, bis sich der Gletscher verschwommen, erdfremd wie eine Lichtspiegelung ins Blickfeld schob. Über der geisterhaft schimmernden Firnfläche wölbte sich der Himmel blauschwarz, mit Sternen besät. Die Milch-

strafe legte eine leuchtende Bahn in die Unendlichkeit. Der gewaltige Anblick war wie Balsam für Melchiors Wunde.

Diese Nacht erschien ihm wie eine sanfte Königin. Aber was war das für ein wunderliches Schicksal, das ihn zwang, dem Tag den Rücken zu wenden und die Trümmer seiner Arbeit im Stiche zu lassen? Diese Nacht, die ihn mit ernsten Augen ansah, war zugleich wie eine bittere Anklage. Er kam sich erbärmlich vor und wünschte sich weit fort. Und doch hätte er gerade jetzt sehr viel darum gegeben, sich mit einem erfahrenen Menschen auszusprechen, ihm alles zu erzählen, Rat und Verständnis bei ihm holen zu können. Aber das Klagen und Tammern war nicht seine Art. Er mußte sich aufraffen und seine Verlorenheit wie ein Mann ertragen. Er versuchte es denn auch, begann mit festeren Schritten auszuschreiten und an etwas Schönes zu denken. Doch merkte er sogleich, daß ihm das nicht gelingen wollte, daß er einsam war und ziellos ging wie vorhin. Er dachte an die Kälte und Feindseligkeiten der Dorfgenossen; er bleib ein Fremder unter ihnen, er stand außerhalb ihres Kreises am äußersten Rande der bewohnten Welt. Wieder einmal war er unterwegs zu den Bergen. Vielleicht, daß er durch ihr Ragen noch einmal gestärkt und aufgerichtet würde; vielleicht, daß er bei ihnen das Ende fand.

Im Laufe des Tages erreichte er nach vielen ratlosen Halten eine halb verfallene Schutzhütte in der innersten Kammer des Gebirges, wo ein vor Jahrhunderten benützter, seither in Vergessenheit geratener Paßübergang die nördlichen und südlichen Täler miteinander verband. Hinter den von den Stürmen schiefgedrückten Bretterwänden fand er für eine Weile Unterschlupf. In der Nähe der Kochstelle lagen einige Scheiter Brennholz umher, ein wackeliger Tisch stand in der Mitte des Raumes, und auf die modrige Strohmatte im Hintergrund des dunklen Gewinkels wollte er sich zur Ruhe hinwenden. Hier richtete er sich notdürftig ein; hier verbarg er sich wie der Dachs im Bau vor den Augen der Menschen; hier wollte er Vergangenem und Künftigem lauschen, bis ihn die innere Stimme zur Umkehr mahnen würde.

Die Erlebnisse der letzten Tage zogen schon in der ersten Nacht als schwerer, unverwischbarer Traum durch Melchiors Schlaf. Ihm träumte von unheilbarer Krankheit, die ihn in der Mitte des Daseins aus feigem Hinterhalt überfallen hatte. Der Arzt trat an sein Bett, untersuchte ihn rundum und legte die Stirn in Falten. Aus dem ernsten Gesicht schloß Melchior sofort, daß er rettungslos verloren sei. Mit der Gelassenheit eines Menschen, der sich vorher einen Ruck gegeben hat, um auch den härtesten Schlag ohne Wimpernzucken hinzunehmen, bat er den Doktor, ihm die ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

„Es steht schlimm, hoffnungslos schlimm“, erklärte der Arzt mit leiser, doch entschiedener Stimme.

„Welche Frist bleibt mir denn nach Ihrer Meinung auf Erden, um meine Sachen zu ordnen?“ forschte Melchior.

Der Arzt kniff die Augen halb zu und spähte sinnend in eine Ecke der Stube. Dann verkündete er nüchtern das Urteil:

„Ein halbes Jahr, vorausgesetzt, daß Sie in Ihrer Krankheit keine Dummheiten begehen. Es tut mir leid, Ihnen keinen besseren Bericht geben zu können. Tragen Sie Sorge zu dem, was Ihnen bleibt. Ein halbes Jahr ist immerhin ein halbes Jahr.“

Allein gelassen, grübelte Anderegg lange über den gleichsam aus heiterem Himmel vom Sturm gefnickten Baum seines Lebens nach. Und je länger er grübelte, um so tiefer verfing sich seine Seele in weher Trauer. Sämtliche Fenster und Aussichten wurden von einem Windstoß wütend zugeschlagen, und dann hing undurchdringliches Dunkel in seinem armen Sterbehäus. Merkwürdig und einigermaßen erleichternd war in der trüben Bangnis, daß ihn die gelebte Strecke seines Lebens unschuldsvoll wie ein Kinderlächeln anlächelte; sonderbar und aufgütige Weise tröstlich wirkte in der Düsternis, daß er sich keiner Lüge zu versehen hatte, daß im Gegenteil alle Irrtümer und Fehler, die er wie jeder andere reichlich begangen, der Verantwortung enthoben, gefühnt und getilgt waren. Was als Sündiges im Vergangenen lag, verflüchtigte sich bei der Musterung des Ge-



Die Zigeuner kommen!

wissens wie ein Räuchlein im heißen Mittag. Es schien alles ins Reine gebracht zu sein.

Um so heftiger quälte ihn der Blick in die Zukunft, der Blick auf das restliche klägliche Stümpchen Leben, der Blick ins ungerührte graue Antlitz des Todes. Die tiefste Niedergeschlagenheit bemächtigte sich Melchiors. Bitter kam es ihm an, die Welt und alles, was ihm darin teuer war, so unvorbereitet verlassen zu müssen. Alles Größe, Wahre und Gute, alle Arbeit und alle Schöpferwonne hörten da vorn an einem Grenzpunkt auf, für ihn vorhanden zu sein. Melchior erkannte plötzlich, daß das Leben, das oft verwünschte und verfluchte Leben, etwas Erhabenes, Göttliches sei.

Und wie er so vom Tode gezeichnet, gemar tert und zerrissen auf der Brütsche lag, fasste ihn ein aus innersten Tiefen quellendes Drängen, sich noch einmal mit dem Schönen zu beschäftigen und alles, was bis jetzt Stückwerk geblieben war, zur Vollendung zu führen. Noch einmal wollte er die festliche Beglückung des Schaffens genießen. Noch einmal, sechs gezählte Monate lang, wollte er gegen das Böse kämpfen und für das Recht einstehen. Noch einmal, eine kleine Zeitspanne nur, wollte er leben und das Leben als Höchstes preisen. Noch einmal wollte er ganz

wach sein, ganz besetzt sein, Lust und Sehnsucht empfinden und mit verliebten Augen alle schönen Erdendinge betrachten. Noch einmal ... ach, was wollte und wünschte er in dem fallenden Tropfen Zeit nicht noch alles!

Wenn der Arzt es ihm erlauben würde, wollte Melchior noch einmal zu Bildhauer Hohlenstein in die Stadt fahren und sich durch ihn in die letzten Geheimnisse der Kunst einweihen lassen. Er sehnte sich darnach, noch einmal die alte Schulstube zu betreten, wo er lesen und schreiben gelernt. Er sehnte sich darnach, noch einmal wie einst als Knabe im Versteck des hohen Sommergrases zu liegen und in seine kleine Welt versponnen, dem unermüdlichen Zirpen und Schleifen der Grillen zu lauschen. Er sehnte sich darnach, noch einmal vom Bergahorn aus über das Dorf und den Wilerboden zu schauen. Und ganz zuletzt wollte er noch einmal das Antlitz Annelies Jaggis sehen.

Aber dem allem mußte sich Melchior verschließen. Denn daß an beiden Enden brennende Restchen Leben reichte nicht zur kleinsten Herrlichkeit mehr aus. Der Verzicht wälzte sich schwerer als ein Zentnergewicht auf seine Seele. Unter dem bangen Aib schlug er die Augen auf.

(Fortsetzung folgt)

VORFRÜHLING

Hans
Huber

Mit flinken Fingern webt und schafft
es heimlich in den Bäumen,
im jungen Holz treibt schon der Saft,
es lenzt in allen Räumen.

Die Narde steigt aus kühler Gruft
und zarte Knospen schwollen —
wie das geschah — ein süßer Duft
strömt aus verborgnen Quellen.

Bald singt die Nachtigall im Ried
hell aus berauschter Kehle —
und wenn ihr Lied die Welt durchzieht,
dann sing' auch du, o Seele!